
Winfried Menninghaus

Paul Celan

Magie der Form

edition suhrkamp

SV

es 1026
edition suhrkamp
Neue Folge Band 26

Winfried Menninghaus, geb. 1952, studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Politik an den Universitäten Marburg, Heidelberg, Frankfurt und Berlin. Veröffentlichungen: *Walter Benjamins Theorie der Sprachmagie* (Frankfurt am Main 1980) sowie mehrere Zeitschriften-Aufsätze.

Winfried Menninghaus' Darstellung der Dichtung Paul Celans gilt der Selbstreflexion und dem nicht-signifikativen ›Leben‹ ihrer sprachlichen Form. Die sprachliche Magie der Gedichte wird als Einlösung, als Vollzug ihrer historischen und metapoetischen Reflexionen durchsichtig gemacht. Kristallisationspunkte der an Benjamin, Jakobson, Barthes und Szondi anschließenden Arbeit sind detaillierte Analysen einzelner Gedichte (»Bakensammler«, »Marianne«, »Deine Augen im Arm«, »Tau«, »Gold« u.a.).

Winfried Menninghaus
Paul Celan
Magie der Form

Suhrkamp

Die vorliegende Untersuchung wurde durch ein Stipendium
des Evangelischen Studienwerks Villigst gefördert.

2. Auflage 2015

edition suhrkamp 1026

Neue Folge Band 26

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1980

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11026-3

Inhalt

Einleitung	9
<i>I. Intention auf den »Namen« in poetologischer und metapoetischer Selbstreflexion</i>	<i>21</i>
a) <i>Linguistische Programmatik</i>	<i>22</i>
Möglichkeiten einer Motivation der signification	23
Leuchtschopf Bedeutung, schwimmendes Wort, Dämmer	25
Bake	29
Emblem	31
bit	32
Exil der Sprache aus sich selbst	33
›Gestalt‹ des ›Sprechens‹	35
›Gespräch‹ und ›Gesagtes‹	38
Wort, Ding, Name	40
Der ›zweite Ton‹ des Sprechens	43
Wortschatten	44
Saum des Schweigens	47
Atemwende	48
Das Verhältnis von programmatischem Inhalt und eigenem Medium in Celans metapoetischer Linguistik	50
b) <i>Die historische Reflexion im Innern der linguistischen Programmatik</i>	<i>53</i>
›Woher‹ und ›Wohin‹ der Mystik des Namens	54
Sündenfallgeschichte als Medium der Verschränkung von Sprach- und Geschichtsreflexion (Baum des Lebens, Baum der Erkenntnis, Babel)	55

Baum, Blatt, Schatten	59
Ort und Wort	62
Die sprachlich-historische Dialektik des Spiegelmotivs (Doppelsilber des Thuns, Antlitz aus Spiegelglas) . . .	69
Das Gedicht als ›Grenzgängerei zwischen Bedeutungsflucht und Bedeutungsjagd‹	78
 <i>II. Intention auf den »Namen« als organisierendes Kraftfeld der Semantik elementarer Motive und Metaphern.</i>	
Die Zeit des Namens (›Zeit‹ als Motiv, Tag-Nacht, Vergessen-Eingedenken).	87
Anthropologie des Namens (Auge, Mund, Hand, Herz)	99
Geologie und Chemie des Namens (Meer, Wasser, Erde, Sand, Gebirge, Gletscher, Eis, Schnee, Kristall, Stein)	101
Astrologie des Namens (Stern, Mond, Sonne, Himmel)	116
Botanik des Namens (Blume, Rose)	121
Optik des Namens (Lichtkeil, Dämmer, Schatten). . .	128
Zusammenfassung	129
 <i>III. Intention auf den Namen als innere Sprachform der Gedichte.</i>	
Von der ›Richtungs‹-Semantik zur Physiognomik der Form der Metaphorik	130
Dialektische Semantik	172
Farbworte	178
Zahlworte	185
Kampf in und um ›Beiworte(n)‹, Komposita	188
Krasse Bedeutungsenergien (Vulgarismen, Obszönität, Blasphemie, technisch-wissenschaftliches Spezialvokabular)	195

Kontraktion	208
Gedichtkurven.	211
Vereinigung der Sprach-›Orte‹.	212
Variation und Fortentwicklung der Topoi	215
Anaphorisches Befahren derselben sprachlichen Geleise.	222
Addition als Konfiguration	230
Weitere Momente der Evokation einer ›Zieligkeit‹ der Gedichtkurven.	235
Imperativ	235
Einsetzen einer Handlung mit dem Schluß des Gedichts.	237
Zuhalten auf ein emphatisch akzentuiertes Schlußwort	239
Gedichteröffnung durch ein emphatisch akzentuiertes Anfangswort	242
Kolon	246
<i>IV. Programmatik und Vollzug, Reflexivität und Unmittelbarkeit, Scheitern und Gelingen von Celans Intention auf den Namen</i>	<i>249</i>
Anmerkungen	258
Siglenverzeichnis	286
Verzeichnis der zitierten Literatur	287
Register der interpretierten Gedichte	290

Einleitung

Emphatischer Inbegriff von Celans ›Sprachtürmen in der totzuschweigenden Zeichenzone‹ (Aw 87) ist, von zahlreichen Gedichten nachdrücklich exponiert und insistierend umkreist, das mystisch geladene Wort »Name«. Es begegnet, von den sonstigen Veränderungen in Motivik, Metaphorik und Sprachform unberührt, quer durch alle Gedichtbände Celans. Schon ein cursorischer Blick darauf weist das Wort »Name« un schwer als fundamentalen Vorwurf jeder Celan-Interpretation aus (Hervorhebungen in den anschließenden und allen weiteren Zitaten von mir, W.M.):

Mohn und Gedächtnis (1952):

Mund im verborgenen Spiegel,
Knie vor der Säule des Hochmuts,
Hand mit dem Gitterstab:

reicht euch das Dunkel,
nennt meinen *Namen*,
führt mich vor ihn. (MuG 45)

Dort erst tratest du ganz in den *Namen*, der dein ist,
schrittst du sicheren Fußes zu dir,
schwangen die Hämmer frei im Glockenstuhl deines Schweigens,

stieß das Erlauschte zu dir,
legte das Tote den Arm auch um dich,
und ihr gingt selbdritt durch den Abend. (MuG 76)

Von Schwelle zu Schwelle (1955):

Im Spätrot

Im Spätrot schlafen die *Namen*:
einen
weckt deine Nacht

und führt ihn, mit weißen Stäben entlang-
 tastend am Südwall des Herzens,
 unter die Pinien:
 eine, von menschlichem Wuchs,
 schreitet zur Töpferstadt hin,
 wo der Regen einkehrt als Freund
 einer Meeresstunde.

Im Blau
 spricht sie ein schattenverheißendes Baumwort,
 und deiner Liebe *Namen*
 zählt seine Silben hinzu. (SzS 10)

Sprachgitter (1959):

Wachs,
 Ungeschriebnes zu siegeln,
 das deinen *Namen*
 erriet,
 das deinen *Namen*
 verschlüsselt. (Sg 14)

Die Strahlen. Sie wehen uns zuhauf.
 Wir tragen den Schein, den Schmerz und den *Namen*. (Sg 26)

Die Niemandrose (1963):

O diese Wege, galaktisch,
 o diese Stunde, die uns
 die Nächte herüberwog in
 die Last unsrer *Namen* ... (Nr 15)

Leicht
 tat sich dein Schoß auf, still
 stieg ein Hauch in den Äther,
 und was sich wölkte, wars nicht,
 wars nicht Gestalt und von uns her,
 wars nicht
 so gut wie ein *Name*? (Nr 19)

den *Namen*, den *Namen*, die Hand, die Hand,
 da nimm sie dir zum Unterpand ... (Nr 82)

Atemwende (1967):

Von Ungeträumtem geätzt,
wirft das schlaflos durchwanderte Brotland
den Lebensberg auf.

Aus seiner Krume
knetest du neu unsre *Namen* ... (Aw 8)

Eine Blindenhand, sternhart auch sie
vom *Namendurchwandern* ... (Aw 31)

Gestern:
über den rudern den *Namen*
schwebte die Treue ... (Aw 43)

... ein Wahndock,
schwimmend, davor
abweltweiß die
Buchstaben der
Großkräne einen
Unnamen schreiben ... (Aw 48)

Das Geschriebene höhlt sich, das
Gesprochene, meergrün,
brennt in den Buchten,
in den
verflüssigten *Namen*
schnellen die Tümmeler ... (Aw 71)

Fadensonnen (1968):

der dunkelblütige, sich
mitverschweigende
Muskel
kammert den *Namen* ein, den er mittrug ... (Fs 52)

Denk dir:
das kam auf mich zu,
namenwach, *handwach*
für immer,
vom Unbestattbaren her. (Fs 121)

Lichtzwang (1970):

Fahlstimmig, aus
 der Tiefe geschunden:
 kein Wort, kein Ding,
 und beider einziger *Name*,

fallgerecht in dir,
 fluggerecht in dir,

wunder Gewinn
 einer Welt. (Lz 81)

Schneepart (1971):

du ordnest die Welt,
 das zählt
 soviel wie neun *Namen* (Schp 14)

Die nachzustotternde Welt,
 bei der ich zu Gast
 gewesen sein werde, ein *Name*,
 herabgeschwitzt von der Mauer,
 an der eine Wunde hochleckt. (Schp 23)

Zeitgeböft (1976):

freigerudert
 die *Namen* – sie
 befahren die Engen ... (Zg 52)

Gewiß, diese willkürliche Zusammenstellung von Gedichten bzw. einzelnen Verse sagt vorab nichts darüber aus, ob der ›äußeren‹ Identität des Wortes »Name« jeweils eine ›innere‹ der Bedeutung, der Intention oder der Sprachbewegung entspricht. Noch weniger ist sie repräsentativ für die einzelnen Gedichtbände. Sie ist vielmehr und soll auch gar nichts anderes sein als die einleitende ›Markierung‹ eines sprachlichen Phänomens, wie es aufgrund seiner offenkundig ungewöhnlichen Geladenheit und seiner signifikanten Kontinuität schon bei einer ersten Lektüre auffällt. Celans »Sprechen« (Me 17) – so kann im Anschluß an diese Exposition die ›These‹ der folgenden Aus-

föhrungen formuliert werden – ist als ganzes von einer Intention auf die Sprache¹ bestimmt, die sich mit seinem eigenen, an die mystische Sprachreflexion anschließenden metapoetischen Topos als Intention auf den »Namen« beschreiben läßt. Anders formuliert: die ganze folgende Interpretation ist eine Explikation dessen, was als Celans (realisierte) ›Intention auf den Namen‹ zu verstehen ist.

»Sprache als Gestalt und Richtung« (Me 13), als fürsichseiende »Präsenz« (Me 17) – mit dieser Definition des »Ortes« seiner Dichtung gibt Celans eigene Poetologie von sich aus den Anstoß, wenn nicht die Aufforderung zu einer Interpretation, die im Sinne Walter Benjamins nach der Gerichtetheit und Energie, nach der die ›Performanz‹ des Sprechens durchwaltenden inneren Form(ungs)-›Kraft‹ fragt. »Intention auf die Sprache« – dieser für Benjamins theoretische Sprachphilosophie wie für seine durchgeführten Interpretationen der »allegorischen Intention«² konstitutive Begriff meint ja keine bloße Absicht oder ein abstraktes Wollen³, sondern die die innere Form eines Sprechens »prägende Gewalt«⁴, die alles »Gemeinte« durchwaltende »Art des Meinens«⁵, das »Prinzip« von Sprachgestaltung, nach dem eine Rede (Text) in ihrer (seiner) inneren Form »gerichtet« ist.⁶ Wie jedes ästhetische Konstruktionsprinzip nur aus dem Konstruierten extrapolierbar, ja nur in ihm existent ist, so kann natürlich auch eine bestimmte Intention auf die Sprache, wiewohl sie »der Sprachverwendung ... immer schon vorausliegt«, allein und erst »aus der Performanz, aus dem Text, erschlossen werden«.⁷

Peter Szondi hat nicht nur als erster die entscheidende dichtungstheoretische Bedeutung und die methodischen Probleme von Benjamins Begriff der Intention auf die Sprache erkannt, er hat ihn auch als erster zum erklärten Ausgangs- und Zielpunkt einer Celan-Interpretation gemacht. Seine »Celan-Studien« – geplant als Konfiguration von 5 Einzelinterpretationen, von denen aber nur 2 durchgeführt worden sind – sollten als ganze dem gelten, »was in Benjamins Abhandlung ›Über die Aufgabe

des Übersetzers« die ›Intention auf die Sprache‹ heißt«. ⁸ Die hier angestellten Analysen verstehen sich daher auch sehr weitgehend als ein Verfolgen von Szondis Fragestellung über die beiden von ihm ›gelesenen‹ Gedichte hinaus.

Es gibt allerdings zwei grundsätzliche Unterschiede in Verfahrensweise und Interpretationsziel. Der eine ist: im Gegensatz zu Szondis ›reiner Lehre‹ des isolierten Gedichts, welche im Gefolge einer zweifellos berechtigten Kritik des bedenkenlosen Umgangs mit Parallelstellen auch einige zur ›Lektüre‹ von Gedichten gehörigen Phänomene ausblendet⁹, gilt die folgende Interpretation auch jener gedichtübergreifenden »Konsistenz«-Bildung¹⁰ von Celans Sprechen, ohne die noch die unkritischsten Kompilationen von Elementen eines Kosmos metaphorkos überhaupt nicht möglich wären. (Selbst Szondi hat ja auch stets nur die interpretative Relevanz, nicht aber die Existenz eines »univers imaginaire de Celan«¹² sowie eines partiell »rekurrierenden Gebrauchs«¹³ seiner Elemente bestritten.)

Der zweite und wesentlichere Unterschied ist: die folgende Interpretation versucht, in Übereinstimmung mit Benjamins durchgeführten Charakteristiken allegorischer Sprach-›Intentionen«, in besonderem Maß die geschichtliche Erfahrung und Reflexion im Innern von Celans Intention auf die Sprache zur Transparenz zu bringen. Bei Szondi findet sich zwar die programmatische Erklärung, daß »die je verschiedene Art des Meinens die Geschichtlichkeit eines Sprachgebildes und damit das Erkenntnisziel der Philologie ausmacht«. ¹⁴ Aber was seine durchgeführten Analysen als den »historischen Stand« von Celans Art des Meinens (Intention auf die Sprache) bestimmen, beschränkt sich auf die bloße Feststellung, daß bei Celan eben ein anderer »Stand . . . der Sprachverwendung« vorliege als etwa bei Shakespeare – eine linguistische Tatsache, mit deren Extrapolation historische Reflexion nicht sowohl aufzuhören als anzufangen hat. Szondis poetologisch-sprachgeschichtliche Unterscheidungskriterien sind überdies noch so undifferenziert, daß sie grundsätzlich nur zwei verschiedene Arten des

Meinens voneinander abzugrenzen erlauben und die Individualität von »Celans Sprachverwendung« innerhalb des Traditionshorizontes der modernen Lyrik daher konsequenterweise in die (falsche) Behauptung auflösen, sie sei letztlich »die Sprachverwendung der modernen Lyrik seit Mallarmé« überhaupt¹⁵ – eine vermeintliche »Nachfolge des späten Mallarmé«¹⁶, die Celan selbst mehrfach und zu Recht bestritten hat.¹⁷

Ob diese rein literaturgeschichtliche Bestimmung nun undifferenziert ist oder nicht, in jedem Fall hat das, was Szondi als die »Geschichtlichkeit« von Celans Intention auf die Sprache bezeichnet, mit der ›wirklichen‹ Geschichte kaum mehr zu tun als jener depravierte Begriff von ›Geschichtlichkeit‹, mit dem die theoretischen Komplemente Positivismus und Ontologie die Geschichte gerade stets noch exorziert haben. Dabei ist ganz unverkennbar, daß Szondis Elimination der Geschichte aus der Theorie der sprachlichen Form-Intention Celans sich von einer wohl zu distanzlosen Faszination an bestimmten »Konzeptionen der neueren Linguistik«¹⁸ herschreibt. Vor allem an der Verlängerung der Probleme des strukturalistischen Begriffs von Sprachsystem in einen zweideutigen Begriff von Gedicht-»Realität« läßt sich förmlich mit Händen greifen, wie eng der Ausfall historischer Reflexion mit der Verabsolutierung eines linguistischen Positivismus zusammenhängt. Den vielfältig erbrachten Nachweis, daß Celans Gedichte in ihrer eigenen sprachlichen Form das realisieren, ja *sind*, was ihre ›verbalen Inhalte‹ scheinbar nur *bezeichnen*, diesen die Logik der »Repräsentation« transzendierenden Parallelismus von »Realität« des »Textes« und dargestellter »Wirklichkeit« biegt Szondi immer wieder in die Behauptung um, Celans »Texte« folgten überhaupt »keiner Wirklichkeit mehr« und seien selbst die einzige, die absolute »poetische Realität«.¹⁹ Zwischen dem, was seine Analysen de facto zeigen, und dem, was seine ungenügend ausgewiesene Begrifflichkeit daraus macht, bleibt mit dem Begriff einer nicht-repräsentierenden Kommunikation von »Text« und »Wirklichkeit« letztlich auch Szondis eigenes »Erkenntnisziel«, die innere

»Geschichtlichkeit« von Celans »Art des Meinens«, auf der Strecke. Unabhängig davon ist seine praktizierte »Lektüre« keineswegs so grundsätzlich und radikal von allen Formen traditioneller »Textauslegung« verschieden, wie sie vorgibt.²⁰ Suchte man nach einem allgemeinen Nenner für die reduktiven Momente von Szondis Celan-»Lektüre« – eine Lektüre, die ansonsten gerade in ihrer disziplinierten Selbst-Beschränkung um vieles produktiver ist als die linguistisch undisziplinierte Leichtfertigkeit fast aller anderen Celan-»Ausleger« –, so wäre als ein solcher wohl nur die nicht sowohl säkularisierende als erfahrungsliquidierende Ausblendung des mystisch-theologischen Mediums seines ›Gegenstands‹ wie seiner interpretativen Begrifflichkeit anzusehen. Statt die profane Bedeutung von Benjamins Begriff der »Intention auf die Sprache« als Implikat, als eigenstes Konstituens seines mystisch-theologischen Mediums zu verstehen, glaubt Szondi ihn von seinem mystisch-theologischen »Hintergrund ... ablösen« zu müssen, um seine produktive Konvergenz mit »Konzeptionen der neueren Linguistik« interpretativ fruchtbar machen zu können. Gerade ihre mystische ›Herkunft‹ aber ist es, die den Überschuß von Benjamins wie von Celans Sprachtheorie(-praxis) über ihr Fortleben im neueren linguistischen Strukturalismus begründet. »Als historisches Phänomen« stets fast »ein Produkt von Krisen«²¹, ist nämlich die mystische (Sprach-)Erfahrung, wie es zumal die Mystik des »Namens« in ihrer Verschränkung von Sprachspekulation und (heils)geschichtlicher Reflexion besonders deutlich belegt, anders als der rein linguistische Blick auf Sprachstrukturen immer auch eine eminent historische Erfahrung. Und eben diese Ineinsbildung von Sprachform und Geschichtserfahrung macht die genuine Signatur des mystisch-theologischen Mediums von Benjamins theoretischer und praktischer Sprachphilosophie wie von Celans »Sprechen« aus. Dieser Einstand nun geht in Szondis Subtraktion des mystisch-theologischen »Hintergrunds« seines ›Gegenstands‹ wie seines zentralen Interpretaments ebenso verloren, wie er in einer wirklichen

Vermittlung von Sprachmystik und linguistisch-sprachphilosophischem Strukturalismus allererst zu sich selbst zu kommen vermöchte. Solche nicht-reduktive, die geschichtliche Erfahrung im Innern der Sprache ›zum Sprechen bringende‹ Vermittlung von Sprachmystik und Linguistik ist das Ziel der folgenden Interpretation von Celans Sprachintention als Intention auf den »Namen«.

Drei Schritte sind es, die im folgenden die Intention auf den »Namen« als die regierende Instanz in Poetologie, Metapoese, Metaphorik und Sprachform Paul Celans ausweisen sollen. Zunächst wird, direkt vom Wort »Name« und der metapoetischen Thematisierung seiner Charaktere ausgehend, die unmittelbare Semantik dieses Topos nachgezeichnet, auf Celans eigene, in seinen Reden niedergelegte Poetologie bezogen und dabei als intensive Kristallisation einer Sprachintention durchsichtig gemacht, in deren Innern Celans Auseinandersetzung mit der Geschichte (Geschichtserfahrung) stattfindet. Dann wird gezeigt, wie diese Intention auf den Namen – auch und vor allem dort, wo sie als solche nicht mehr genannt wird – das semantische Spiel auch zahlreicher nicht-metapoetischer Motive organisiert und als das mehr oder weniger verborgene Zentrum einer systematischen Topologie von Celans Kosmos metaphorikos figuriert. Und schließlich soll deutlich werden, daß und wie Celans Gedichte in der inneren Form ihres Sprechens selbst eben das realisieren, was im reflexiven Zentrum der poetologischen und metapoetischen Wendungen steht. In den Termini der linguistischen Poetik gesprochen, führt die vorliegende Untersuchung in den genannten drei Teilen mithin aus, wie sich bei Celan die metalinguale und die referentielle Sprachfunktion (im Sinne Jakobsons) bis zur Indifferenz durchdringen; wie beider Verschränkung sich in einen metaphorischen Kosmos auseinanderlegt; und wie sie schließlich auch auf eine transsemantische Weise in die Dominante dieser Dichtung, in die Magie ihrer sprachlichen Formenbildung (›poetische Funktion‹) aufgehoben wird.

Diese drei Betrachtungs-›Schnitte‹ sollen, ihrer methodischen Anlage nach, Celans Werk nicht in metapoetische, traditionell ›chiffrierende‹ und ›eigentliche‹ poetische Gedichte einteilen. Vielmehr stehen sie grundsätzlich quer zu den einzelnen Gedichten, und es ist sogar das erklärte Ziel dieses Vorgehens, die Konfiguration von Reflexivität und Vollzug in Celans Sprechen möglichst oft an denselben, von Betrachtungsebene zu Betrachtungsebene immer wieder neu aufgenommenen Phänomenen darzustellen. Darüber hinaus wird eine solche Verschränkung der analytischen ›Schnitte‹ häufig auch gleich an Ort und Stelle vorgenommen, vorab in den detaillierten Einzelinterpretationen. Solch grundsätzliches Querstehen zu einer Aufteilung des Gedichtbestandes bedeutet gleichzeitig, daß die Interpretationsschritte nicht am Modell eines linearen Fortschreitens von einer ›Programmatik‹ zu ihrer ›Realisation‹ orientiert sind. Gewiß tritt erst im Fortgang der Darstellung zunehmend das in den Vordergrund, wodurch Celans Werk allererst – in dem von ihm selbst definierten Wortsinn – »Dichtung« ist, nämlich »Gegenwart und Präsenz« der inneren Bewegung und »Gestalt« nicht-signifikativen »Sprechens« (Me 139-143). Aber ebenso sehr ist dieser Fortgang der Darstellung nicht nur ein rückläufiges Einholen seines Anfangs, sondern buchstäblich seine, mit Schlegels Charakteristik der romantischen Kunst(-Kritik) zu reden, »potenzierende Reflexion«, Abfolge einer virtuell »endlosen Reihe von Spiegeln«. ²² Wie nämlich die metapoetischen Verse in vielem bereits als der Vollzug ihrer eigenen Reflexion und der metaphorische Kosmos in seiner eigenen Form als das »Sein« (Aw 87) eben desjenigen, was er scheinbar nur aufgrund seiner kontextuellen Semantik ›bedeutet‹, transparent werden, so erweisen sich am Ende umgekehrt die physiognomischen Formelemente von Celans »Sprechen« als in sich selbst reflexiv.

Gilt grundsätzlich, daß »die linguistische Untersuchung von Dichtung nicht auf die poetische Funktion sich beschränken darf«, sondern nur in der Analyse des Zusammenspiels »der

anderen Sprachfunktionen ... (mit der) poetischen Funktion« der »Eigenart« eines Sprechens gerecht zu werden vermag²³, dann ist es bei Celan insbesondere die »metalinguale Sprachfunktion«²⁴, die in ihrer Konfiguration mit der ›unmittelbar« poetischen allererst die ganze »Gestalt« (Me 13) dieses Sprechens ausmacht – und zwar so, daß jede dieser ›Sprachfunktionen« die andere enthält, oder besser noch: *ist*. Die überwiegend semantischen Analysen von Metapoesie und Metaphorik sind daher kein abstraktes Komplement einer formalen Stilanalyse, sondern gehen selbst in die dialektische Theorie der Form ein und erleichtern so entscheidend die Interpretation des sprachphysiognomischen ›Ausdrucks« von Celans Sprechen. Mit Blick auf das Verhältnis von ›Gesamt«-Interpretation und Lektüre einzelner Gedichte bedeutet eine solche Darstellungsintention zugleich: die extensiven ›Zerteilungen«²⁵ des Gedichtbestandes haben ihre Finalität nicht sowohl in einer abstrahierenden Bewegung aus der Singularität der Gedichte heraus als in einer (re)konstruierenden Bewegung in deren – monadologisch das ganze Werk enthaltenden – ›intensive« Grammatik hinein.